

2 Untersuchungsgegenstand: Forschungsstand zu Kontexteffekten von Wohngebieten

Ziel dieses Kapitels ist es, Befunden der Literatur auf die Forschungsfrage hin zu diskutieren. Dazu wird zu Beginn die Ursprünge der Kontexteffektforschung skizziert und ausgewählte aktuelle Befunde vorgestellt und abschließend Studien zu abweichendem Verhalten in armutsgeprägten Wohngebieten besprochen. Da die Zahl der Studien zu Kontexteffekten kaum mehr zu überschauen ist³, werden, entsprechend des Ziels der Arbeit, ein Modell der umweltvermittelten Normanpassung zu formulieren, Studien ausgewählt, die durch Hypothesen oder Befunde hierzu einen Beitrag leisten können.

2.1 Gegenstand und Ursprünge der Forschung zu Kontexteffekten von Wohngebieten

Die Annahme, dass die Umwelt, wie ein Wohngebiet, einen Effekt auf Individuen hat, findet sich in der klassischen sowie in der aktuellen stadtsoziologischen Literatur. Um sich dem Phänomen der Kontexteffekte zu nähern, plädiert Boudon (2014) dafür, Kontext nicht allein als soziale Umwelt zu verstehen, sondern als analytische Einheit, deren Merkmalsbetrachtung mit der zugrundeliegenden Frage variiert. Die daraus resultierende Varianz der Untersuchungsgegenstände lässt daher auch keine einheitliche Definition oder Forschungsprogramm zu. Gemeinsam ist allen Arbeiten die Annahme, dass Merkmale eines Aggregats, z.B. eines Wohngebiets, Effekte auf individuelle Merkmale, z.B. Normen, haben.

Die empirische Forschung zu Kontexteffekten von Wohngebieten geht insbesondere auf die Arbeiten von Shaw und McKay (1969) zurück, die mit ökologischen Untersuchungen im Chicago der 1940er-Jahre den Zusammenhang zwischen abweichendem Verhalten, Armut, Schulverweigerung und Gesundheit postulierten. Der vermutete Zusammenhang zwischen den Merkmalen wird dabei auch mit Erfahrungen und Umbrüchen der rapiden Industrialisierung begründet. Friedrichs (2014: 288) verweist hier auf die Arbeiten von Both zum London

3 Siehe dazu van Ham et al. 2012

des frühen 20. Jahrhunderts. Auch in Engels' Reiseberichten aus England um die Mitte des 19. Jahrhunderts finden sich Hinweise darauf, dass die ärmlichen Arbeiterquartiere einen negativen Effekt auf ihre Bewohner haben, beispielsweise durch Gesundheitseinschränkungen (Engels 1980).

Vermutete Zusammenhänge zwischen Eigenschaften eines Wohngebiets und Normen oder Verhalten der Bewohner blieben jedoch lediglich als theoretische Annahme bestehen. Nur einzelne Untersuchungen bezogen Kontextmerkmale auf individuelles Verhalten. Ein Beispiel ist die Arbeit von Przeworski und Soares (1971), welche die Wahlentscheidung für linke Parteien auf den Austausch zwischen Peers zurückführten. Sie betrachteten aber keine Wohngebiete, sondern beschrieben die Verbindung zwischen der gesamtstädtischen Ebene und individuellen Merkmalen. Ein weiteres frühes Beispiel der empirischen Kontexteffektforschung bietet die Arbeit von Alexander und Eckland (1975), die den Zusammenhang zwischen sozialem Status, Geschlecht und Schulerfolg untersuchten. Sie berücksichtigten den Kontext der Schulklasse und beziehen ihn als erklärende Variable für den individuellen Schulerfolg mit ein.

Die neuere Forschung zu Kontexteffekten von Wohngebieten begann mit der Studie „The truly disadvantaged“ von Wilson (1987). Er zeigt den Zusammenhang zwischen ethnischer Zugehörigkeit, Armut und Segregation in Chicago (Wilson 1987: 49ff.) und verdeutlicht die individuellen Folgen. Wilson verbindet in kausaler Beziehung Aggregatmerkmale und individuelle Lebenslagen und schließt dadurch auf eine räumlich bedingte Benachteiligung. Zur gleichen Zeit veröffentlichte Coleman (1986: 1322) ein Modell zur Verbindung von Mikro- und Makro-Ebene, wodurch die von Wilson aufgezeigten Beziehungen einen theoretischen Rahmen bekamen. In Deutschland übertrug Friedrichs (1988: 65) dieses Modell kurze Zeit später auf die soziologische Stadtforschung.

Angestoßen von Wilsons Studie, kam es zu zahlreichen Untersuchungen zu Nachbarschaftseffekten sowie zu theoretischen Debatten über deren kausale Beziehungen zwischen dem Wohngebiet und der Individualebene. In einem Review der Literatur zu Nachbarschaftseffekten dokumentieren Jencks und Mayer (1990) diese Entwicklung und helfen zudem, Probleme der Kontexteffektforschung für weitere Forschungsarbeiten offenzulegen. Die Zunahme der Zahl an Studien seither dokumentiert auch das gestiegene Interesse an den Themenfeldern der Kontexteffektforschung. Zum klassischen Themenfeldern der Kontexteffektforschung, wie beispielsweise Delinquenz, kamen weitere hinzu, wie beispielsweise Gesundheit/Sexualverhalten, Bildung oder Arbeitsmarktchancen.

2.2 „Does neighbourhood matter?“

Eine immer wiederkehrende Frage der Kontexteffektforschung ist: „Does neighbourhood matter?“ (Ellen/Turner 1997; Lagerberg et al. 2011; Ross 2000) Denn mit der Forschung zu Kontexteffekten ging von Beginn an auch die Skepsis gegenüber der Bedeutung von Kontexten für individuelle Merkmale einher, insbesondere wenn das Wohngebiet für lange Zeitabschnitte am Tag verlassen wird. Im deutschsprachigen Raum haben Dangschat und Alisch diese Kritik vorgetragen. „Mit dieser Annahme geht man davon aus, dass gerade von Armut Betroffene im eigenen Wohnviertel sozialisiert werden, was heute ebenso wenig zutrifft wie die Bedeutung von Lebenslagen für die Erklärung von Verhalten und Einstellungen.“ (Dangschat/Alisch 2012: 39)

Bauder (2002) kritisiert grundsätzlich die Idee von Kontexteffekten mit dem Argument, dass einzig wohngebietsexterne Faktoren benachteiligen. Als Beispiel führt er das Stigma eines Wohngebiets an, das als Identität von den Bewohnern übernommen würde. Die Reproduktion abweichender Normen wäre damit das Ergebnis von Zuschreibungsprozessen und nicht im Wohngebiet selbst erlernt. Er folgert daraus, dass Nachbarschaftseffekte als Teil einer kulturellen Exklusion von der Mittelschicht zu begreifen seien und ebendeshalb in einen weiteren Rahmen, der nicht auf eine räumliche Ebene beschränkt sein sollte, gefasst werden muss.

Die Frage „Does neighborhood matter?“ beantworten Sampson und Raudenbush (1999) damit, dass Wohngebiete mit geringer collective efficacy (CE) nachweislich ihre Bewohner benachteiligen. CE beschreibt ein Zusammenspiel von Sozialvertrauen und sozialer Kontrolle auf einer kollektiven Ebene. Es ist auch als Widerstandsfähigkeit eines Gemeinwesens gegenüber Benachteiligung und Kriminalität zu verstehen (Sampson et al. 1997). Sie können nachweisen, dass Anzeichen physischer und sozialer Unordnung zum einen zusammenhängen und zum anderen CE limitieren. Wohngebiete können demnach unter bestimmten räumlichen Voraussetzungen, wie Armutskonzentration, eine benachteiligende Wirkung für ihre Bewohner aufweisen.

Eine weitere Diskussion, die sich an die klassische Frage „Does neighborhood matter?“ anschließt, ist jene nach dem Zusammenspiel unterschiedlicher Kontexte. Die Reformulierung der Frage würde dann heißen: „Which context matters?“ welcher zunehmende Aufmerksamkeit zukommt. Groos und Kersting (2015) beispielsweise untersuchen am Beispiel Mülheim an der Ruhr die benachteiligende Wirkung armutsgeprägter Nachbarschaften und der Sozialstruktur von Kindertagesstätten auf die Kindergesundheit. Dazu kombinieren sie Individualdaten und Aggregatdaten unterschiedlicher Datenquellen der amtlichen Statistik auf der Ebene von Nachbarschaften und Kindertagesstätten sowie auf der Indivi-

dualebene. Das Ergebnis zeigt einen eigenständigen Effekt von Nachbarschaften und Kindertagesstätten, wobei die Nachbarschaft den stärksten Effekt aufweist.

2.3 Zeitliche Aspekte von Kontexteffekten

Die Diskussion, ob Wohngebiete einen Effekt auf ihre Bewohner haben, hat sich verschoben zu der Frage, für wen und unter welchen Umständen Wohngebiete eine benachteiligende Wirkung ausüben. Das Review-Paper von Sharkey und Faber (2014) ist daher überschrieben mit der Frage: „Why, When, and For Whom Do Residential Contexts Matter?“ Denn empirische Befunde, für wen Kontexte von Bedeutung sind, zeigen beispielsweise geschlechtsspezifische Unterschiede in der Kontextwirkung (Graif 2015; Kling/Liebman 2004; Harding 2009; Zuberi 2012). Doch in nur wenigen Arbeiten wird explizit auf die gruppenabhängige Normbeeinflussung eingegangen oder die sozialen Mechanismen, mitsamt individueller Voraussetzungen der Kontextwirkung, expliziert.

Neben der Zugehörigkeit zu vulnerablen Gruppen spielt offenbar Zeit eine entscheidende Rolle bei der umweltvermittelten Normbeeinflussung. Dabei sind, bezogen auf zeitliche Aspekte, zwei Argumentationsstränge in der Literatur zu finden. Die erste Annahme geht davon aus, dass Kontexteffekte erst nach längerer Wohndauer oder längerem Aufenthalt in einem benachteiligenden Wohngebiet auftreten (Friedrichs/Blasius 2000; Clampet-Lundquist/Massey 2008; Musterd et al. 2012). Kontexte haben dadurch einen *Aufenthaltseffekt*. Die Frage hinter dieser bislang nicht hinreichend geklärten *Exposure-Hypothese* ist, wie lange ein Kontext auf ein Individuum wirken muss, um einen Effekt zu haben, und ob die Wirkung eines Wohngebiets nachhaltig ist. Hier scheint es auf den Gegenstand anzukommen. Beispielsweise verweisen Sampson und Laub (1997) darauf, diejenigen die schon früh in ihrer Biografie Drogen konsumierten, dieses Verhalten auch später zeigten. Ob dies auch auf andere Verhaltensweisen, wie der Akzeptanz abweichenden Verhaltens, zutrifft, ist nicht geklärt.

Eine Möglichkeit, die umweltvermittelte Normanpassung zu meiden, ist der Umzug in ein anderes Quartier, wodurch sie die Frage der Nachhaltigkeit der in einem Wohngebiet erlernten Normen, aber auch erfahrenen Benachteiligungen, stellt. Brattbakk und Wessel (2012) untersuchen, ob auch nach einem Fortzug aus einem benachteiligten Wohngebiet benachteiligende Effekte nachzuweisen sind. Sie operationalisieren die Wirksamkeit mittels erreichtem sozioökonomischem Status. In ihrer Argumentation greifen sie auf interne und externe benachteiligende Effekte zurück, wobei sie interne soziale Kontakte als stärksten Faktor von Quartiereffekten sehen. Ihr Datensatz basiert auf der Kontextebene aus 92

Stadtteilen und Daten zur Schul-Kohorte 1976/1977.⁴ Sie zeigen, dass das Aufwachsen in einem armutsgeprägten Wohngebiet einen negativen Effekt auf den sozioökonomischen Status der Bewohner hat, auch wenn der Effekt gering ausfällt. Hergestellt wird dieser Effekt durch schlechtere Bildungsabschlüsse, die wiederum zu geringem Einkommen führen. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Chetty et al. (2015), indem sie die Daten des US-amerikanischen MTO-Experiments mit US-Steuerdaten auf der Individualebene verknüpfen (N=7.402).⁵ Sie zeigen, dass das Aufwachsen in einem sozial segregierten Wohngebiet negative Effekte auf die biografische Einkommensentwicklung hat, wobei sie sich einer ähnlichen kausalen Erklärung wie Brattbakk und Wessel (2012) bedienen.

Das zweite Annahme zur zeitlichen Wirkung von Kontexteffekten geht davon aus, dass Kontexteffekte durch soziale Handlungen immer wieder reproduziert werden müssen und demnach instabil sind. Diesem Aspekt ist bislang nur geringe Aufmerksamkeit zuteilgeworden. Die grundlegende Annahme dazu formulieren Erbing und Young (1979), die Kontexteffekte als Resultat endogener Feedbackprozesse definieren. Bleiben die Feedbackprozesse aus oder verlagern sie sich, ändert sich der Effekt.

2.4 Demografische Aspekte von Kontexteffekten

Ebenfalls wird diskutiert, ob demografische Merkmale einen Einfluss auf Kontexteffekte ausüben. Ein Befund ist, dass Kinder, die in armutsgeprägten Gebieten aufwachsen, besonders von Quartierseffekten benachteiligt werden (Sampson et al. 2002: 446; Turley 2003: 69; Wodtke et al. 2011). Die Stärke von Kontexteffekten ist demnach abhängig von der Lebensphase und wann man einem benachteiligenden Kontext bereits ausgesetzt war. Der gut dokumentierte Effekt auf Kinder und Jugendliche ist auch der erhöhten Aufmerksamkeit auf diesen Lebensabschnitt zu verdanken. Zudem finden sich auch Hinweise darauf, dass Ältere von den Restriktionen durch ein benachteiligendes Wohngebiet relativ deutlich betroffen sind. Haney (2007: 974) führt das Beispiel einer Hitzewelle von 1998 in Chicago an, der vor allem Ältere in benachteiligenden Wohngebieten zum Opfer fielen, da sie aus Angst vor Kriminalität ihre Wohnung nicht verließen. Hinzu kommen zahlreiche Untersuchungen zur gesundheitlich beeinträchtigenden Wirkung benachteiligender Wohngebiete (Campo et al. 2015;

4 Aufgrund der Organisation der amtlichen Statistik in Norwegen ist es möglich, Lebensverläufe auf der Individualebene zu rekonstruieren, auch wenn die Daten von unterschiedlichen Ämtern stammen. Eine personen- und nicht sachzentrierte Betrachtung wird in Deutschland in einigen Modellprojekten ebenso umgesetzt. Siehe dazu exemplarisch www.kein-kind-zuruecklassen.de

5 Im MTO-Experiment bekamen nach einem zufälligen Auswahlprinzip Bewohner armutsgeprägter Wohngebiete die Möglichkeit, in weniger segregierte Quartiere zu ziehen.

Caughy et al. 2001; Cohen et al. 2003, 2006; Cubbin et al. 2006; Lochner et al. 2003; Mmari et al. 2014; Wen et al. 2006), von der Ältere mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit stärker betroffen sind. Kontexteffekte sind dabei abhängig vom Ausmaß der CE,⁶ der alltäglichen Orientierung am Kontext und demografischen Merkmalen. Daher sind gruppenbezogene Unterschiede in der Stärke von Kontexteffekten zu erwarten.

2.5 Messung von Kontexteffekten

Die Kontexteffektforschung zeigt eine Vielzahl unterschiedlicher empirischer Herangehensweisen.⁷ Üblich ist die Kombination von Aggregat- und Individualdaten in hierarchischen Regressionsmodellen (z. B. Andersson/Malmberg 2014). Dadurch tragen die Kontextvariablen zur Varianzaufklärung auf der Individual-ebene bei. Die Wirkung wird zum Teil linear modelliert (z. B. Ainsworth 2002; Jain et al. 2010), doch finden sich auch nichtlineare Ansätze (z. B. Galster 2014; Zimmerman/Messner 2011). Für die Kontexte werden oftmals Daten der amtlichen Statistik herangezogen (z. B. Turley 2003; Haney 2007). Auf der Individual-ebene handelt es sich meistens um Bewohnerbefragungen, die entweder als Fokusgruppen oder als Klumpenauswahl (z. B. Farwick 2014; Oberwittler et al. 2001) oder repräsentative Stichprobe (z. B. Brattbakk/Wessel 2012; Turley 2003) erhoben wurden. Hinzu kommen Daten aus Beobachtungen (z. B. Sampson/Raudenbush 1999), Expertenbefragungen (z. B. Hastings 2009; Warr 2005), qualitativen Bewohnerinterviews (z. B. Choby et al. 2012; Jarrett/Jefferson 2004; Kleinhans/Bolt 2014), ethnografischen Arbeiten⁸ (z. B. Anderson 1990, 1999; Whyte 1993) oder auch aus der Auswertung von Tagebüchern (z. B. Almeida 2005). Dabei werden einzelne Gruppen in spezifischen Kontexten differenziert analysiert, wie beispielsweise Familien (Dahl et al. 2010; Fauth et al. 2007) oder Jugendliche (Andrews 1986; Callies 2003; Harding 2009; Oberwittler 2004). Kontexteffekte lassen sich demnach, abhängig von der Fragestellung, durch unterschiedliche Methoden untersuchen.

Die Messung von Kontexteffekten mittels hierarchischer Regressionsmodelle führt oftmals nur zu einer sehr geringen Varianzaufklärung durch die Kontextvariablen. Hier ergibt sich allerdings dasselbe Problem wie bei der Messung von Segregation. Je kleiner das untersuchte Gebiet ist, desto höher ist das Aus-

6 Innerhalb des Wohngebiets kann CE interpretiert werden als Vertrauen der Bewohner in die Nachbarschaft.

7 Siehe dazu auch: Horr 2016.

8 Bei ethnografisch angelegten Arbeiten finden sich solche, die zwar nicht explizit zu Kontexteffekten forschen, diese aber dennoch aufzeigen. Siehe zum Beispiel Anderson 1990, 1999; Günter/Günter 1988 oder Tobias/Böttner 1992.

maß des gefundenen Effekts (Cowgill/Cowgill 1951; Friedrichs 1983: 223). Nonnenmacher (2013) verweist auf die problematische Datenlage, wenn Raumzuschnitte aus der amtlichen Statistik verwendet werden. „Es stellt sich aber die Frage, ob solche Daten für den Nachweis von Kontexteffekten des urbanen Umfelds geeignet sind. Dies betrifft die Nutzung von Stadtteilen und den noch großflächigeren Stadtbezirken ebenso wie die in vielen US-amerikanischen Studien übliche Verwendung von census tracts. [...] die Verwendung von Daten auf der Ebene administrativ vorgegebener räumlicher Einheiten [kann] zu einer massiven Unterschätzung von Kontexteffekten führen und den Nachweis solcher Effekte verhindern.“ (Nonnenmacher 2013: 294)

Hinterfragt wird damit die Wahl der Kontexteinheit. Administrative Zählbezirke für Volkszählungen orientieren sich nicht an der Logik lebensweltlicher Zuschnitte (Nonnenmacher 2013: 294). „In neighbourhood effect studies, typically, census tracts are used as units for neighbourhoods, thus ignoring the question of artificial borders such as streets and internal differentiation.“ (Friedrichs/Blasius 2007: 754) Hinzu kommen in den vergangenen Jahren auch andere kleinräumige Einheiten, wie beispielsweise in Schweden die SAMS, welche relativ homogene Einheiten darstellen, (Galster et al. 2010). Der Widerspruch zwischen individuellen und unscharfen Raumzuschnitten durch subjektive Grenzziehungen und statistisch verwertbarer räumlicher Festlegung von Gebieten ist nicht aufzulösen. Mit raumtheoretischen Überlegungen wird vor allem Kritik an Raumzuschnitten für statistische Zwecke geäußert (Dangschat/Alisch 2014). Im englischsprachigen Raum wird das Problem zwar zur Kenntnis genommen und diskutiert, jedoch überwiegen die pragmatischen Argumente, welche die Akzeptanz von census tracks befürworten (Caughy et al. 2013). Beide Argumentationsstränge sind nachvollziehbar, jedoch mangelt es bislang an einer Klärung und Anerkennung, welche Forschungsfragen mit dem jeweiligen Ansatz beantwortet werden können und welche nicht.

2.6 Ausgewählte Themenbereiche der Kontexteffektforschung

Nach den allgemeinen Befunden und Konzepten der Kontexteffektforschung werden, aufgrund der unübersichtlichen Anzahl der Arbeiten zu Kontexteffekten,⁹ mit Großsiedlungen,¹⁰ Kontextwissen, Image und CE nur ausgewählte Themenbereiche tiefergehend dargestellt. Ziel ist es, Ansatzpunkte für die Formulie-

9 Siehe zum Überblick: Dietz 2002; Friedrichs 2014; Jencks/Mayer 1990; Sampson et al. 2002, Sharkey/Faber 2014; Horr 2016.

10 Befunde zu Großsiedlungen werden diskutiert, da sie den Rahmen der empirischen Untersuchung bilden. Siehe Kapitel 3.

rung eines Modells zur Erklärung der umweltvermittelten Normanpassung herauszuarbeiten.

2.6.1 Kontexteffekte und Großsiedlungen

Mawby (1977) überprüft das Konzept des „defensible space“¹¹ in einer kriminalsoziologischen Untersuchung, welche die Wehrhaftigkeit einer Nachbarschaft gegenüber Kriminalität beschreibt. Dazu bezieht er sich explizit auf Großsiedlungen, wozu er Daten der „Sheffield Study of Urban Social Structure“ verwendet (Mawby 1977: 172). In Kombination mit Zensusdaten zerlegt er eine Großsiedlung in neun Teilgebiete, die er zu vier Typen verdichtet, und untersucht die dortige Kriminalitätshäufigkeit. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass es Differenzen in den baulichen Gegebenheiten und Opportunitäten und Restriktionen, wie die Furcht vor Beobachtung gibt, welche die vorgefundene Varianz erklären (Mawby 1977: 174).

Keller (2005) untersucht benachteiligende Mechanismen in zwei ostdeutschen Plattenbausiedlungen. Dazu interviewt er Experten (N=77) und Bewohner (N=81). Er arbeitet vier Typen der Exklusion heraus, die sich durch ihr soziales Alter/Wohndauer und ihre materielle, soziale und kulturelle Lebenslage unterscheiden. „Den vier Typen ist gemeinsam, in mehreren Dimensionen gesellschaftlicher Integration den Anschluss an ein Mindestmaß verloren zu haben.“ (Keller 2005: 137) Neben den Exklusionstypen leitet er vier „Mechanismen der Benachteiligung“ ab:

1. Reduktion der Planungsfähigkeit: Es können weder finanzielle noch emotionale Ersparnisse angelegt werden, um auf besondere Herausforderungen wie erzwungene Umzüge zu reagieren (Keller 2005: 187f.).
2. Konformitätsprinzip: Durch Interaktion mit sozial und demografisch ähnlichen Peers wird abweichendes Verhalten erlernt (Keller 2005: 189ff.).
3. Institutionelle Diskriminierung: Dies umfasst gleichermaßen Zwangszuweisungen von Wohnungsämtern in das Wohngebiet sowie unterlassene Investitionen der Eigentümer (Keller 2005: 191ff.).
4. Verlust an Ressourcen: Bewohner armutsgeprägter Gebiete leiden in besonderem Maße unter den Kosten der Wohnung und sozialen Kosten. Letztere sind als relativ kleine und homogene Netzwerke zu verstehen (Keller 2005: 193f.).

11 Das Konzept stammt von Newman (1972). Seither hat es unterschiedliche Ansätze gegeben, Kriminalitätsvariationen in Stadtteilen mittels kollektiven Handelns zu erklären, siehe beispielsweise Painke 2001. Das prominenteste Beispiel dazu liefert Sampson et al. 1997.

Er stellt heraus, dass mit der Konfliktintensität, der Konzentration von Armut und der Art der kommunalen Intervention Quartierseffekte verstärkt werden (Keller 2005: 195).

In einer Untersuchung der Großsiedlung Mümmelsmannberg im Vergleich zum altbaugeprägten Stadtteil St. Pauli in Hamburg arbeiten Kronauer und Vogel (2004) Unterschiede und Gemeinsamkeiten der sozial segregierten Gebiete heraus. Dazu führen sie Leitfrageninterviews in St. Pauli (N=56) und Mümmelsmannberg (N=46) mit Arbeitslosen (Kronauer/Vogel 2004: 246), wodurch sie die Sicht Arbeitsloser auf ihren Stadtteil skizzieren und strukturelle Unterschiede verdeutlichen können. Sie attestieren St. Pauli einen stärkeren inneren Zusammenhalt, an Mümmelsmannberg hingegen wird die Wohnausstattung geschätzt (Kronauer/Vogel 2004: 247). Insgesamt verdichten sie unterschiedliche Typen segregierter Gebiete, zumindest in der Binnensicht Arbeitsloser. „Die Quartiertypen ziehen jeweils unterschiedliche Kategorien von Arbeitslosen an.“ (Kronauer/Vogel 2004: 249) Im Hinblick auf die empfundene Einbettung ergeben sich geschlechtsspezifische Muster in den Stadtteilen. Die interviewten Männer aus den Großsiedlungen gaben eher Vereinzelungstendenzen an, wohingegen Frauen dort eher nachbarschaftliche Beziehungen pflegen (Kronauer/Vogel 2004: 251). Konträr dazu verhält es sich in St. Pauli, wenn auch weniger deutlich ausdifferenziert (Kronauer/Vogel 2004: 253).

2.6.2 Kontexteffekte und Kontextwissen

Ein bislang wenig beachteter Bereich der Kontexteffektforschung ist der Zusammenhang zwischen Kontext und ortsabhängigem Wissen. Implizit geht es in den Arbeiten um einen Wissensvorrat, im Sinne von Schütz (1974) über lokale Normen und Machtstrukturen, die sich in Handlungen wiederfinden. Durch spezifisches Wissen¹² kann die Umwelt von Bewohnern des Stadtteils anders gedeutet werden als von Fremden. Werden Handlungen konträr zu allgemeinen Normen umgedeutet, kann von kontextspezifischem Verhalten ausgegangen werden. Dazu drei beispielhafte Studien:

Choby et al. (2012) untersuchen die Handlungsmuster jugendlicher Frauen unter den Bedingungen von Armut und monoethnischer Segregation sowie verbreiteter social disorder. Ausgangspunkt ihrer Diskussion ist die Feststellung, dass junge Frauen in sozial und ethnisch segregierten Wohngebieten erste sexuelle Erfahrungen früher machen als in anderen Stadtteilen. Exemplarisch interviewten sie in zwei Wohngebieten 39 Frauen zwischen 15 und 17 Jahren, von

12 Als Wissen ist definiert: „soziologische Gesamtheit von Orientierungen, über die die Handelnden verfügen, um handeln zu können“. (Schlichting 2007: 732)

denen 19 erste sexuelle Erfahrungen gemacht haben. Damit sind sie in der Lage, die Strategien und Motivstrukturen der jungen Frauen zu skizzieren. Sie formulieren einen sozialen Mechanismus, dass aufgrund der Wahrnehmung von Gewalt im Stadtteil die eigene Lebensplanung als unsicher gewertet wird. Mit dem Gefühl der Verunsicherung werden biographische Vorverlegungen, wie erste sexuelle Handlungen, begründet. „We found that sexually active youth were more likely to view their neighborhood in negative terms, as unsafe or violent, and some sexually experienced females raised neighborhood violence as a reason for having sex. Further, fewer familial strategies were found among sexually active youth compared to those who had not yet experienced sexual debut.“ (Choby et al. 2012: 9). Die Studie gibt einen Hinweis auf die Normbeeinflussung von Wohngebieten. Offenbar entsteht durch eine wahrgenommene social disorder Verunsicherung, die sich in Stress äußert, was die Offenheit für alternative Normen beeinflusst.

Anderson (1990) untersucht in einer ethnografischen Studie in Philadelphia (Pennsylvania, USA), die er in einen Mittelschichtbereich und einen stigmatisierten Teil mehrheitlich afroamerikanischer Bewohner einteilt. Einer seiner Befunde weist auf informelle Regeln im öffentlichen Raum hin. „These rules allow members of diverse groups orderly passage with promise of security, or least a minimum of trouble and conflict. The rules are applied in specific circumstances, particularly when people feel threatened.“ (Anderson 1990: 210), und weiter: „Skin color, gender, age, dress and comportment are important markers that characterize and define the area“ (Anderson 1990: 211). Die sinnbegründete Zuschreibung von Zugehörigkeit zu einem Wohngebiet bringt demnach typische Verhaltensweisen hervor, die als Erkennungszeichen der Community zu verstehen sind.

Sharkey (2006) entwickelt das Konzept der *Street Efficacy*. Dadurch können sich Bewohner besonders gewaltbelasteter Orte in ihrem Nahraum um die Wohnung bewegen, ohne selbst Opfer von Gewalt zu werden. Erlernt wird diese Kompetenz im Jugendalter (Sharkey 2006: 829ff.). Um sein Konzept zu prüfen, verknüpft Sharkey Daten aus dem Projekt „Human Development in Chicago Neighborhoods“ (N=2337) mit zensusbasierten Daten (N=80). Street Efficacy konstruiert er aus Angaben, Gewalt ausweichen zu können (Sharkey 2006: 833). Er kann nachweisen, dass Jugendliche aus gewaltbelasteten Stadtteilen das Wissen erworben haben, die Umwelt so zu deuten, dass sie nicht selbst Opfer von Gewalt werden (Sharkey 2006: 843).

2.6.3 Kontexteffekte und Image

Das Image eines Stadtteils ist einer der klassischen Begründungsgegenstände der Kontexteffektforschung. Es wird davon ausgegangen, dass die Reputation eines Wohngebiets auf seine Bewohner übertragen wird (Kurtenbach 2016). Dabei wird die quartiersinterne Heterogenität ignoriert. „Benachteiligte Wohngebiete sind in sich heterogen, obgleich dies dem Image solcher Gebiete widerspricht. Das vermeintlich deutlich erkennbare Armutsgebiet ist keineswegs ‚nur‘ arm, und ebenso wenig haben alle Bewohner/innen die gleichen Bewältigungsstrategien.“ (Friedrichs 2013: 37) Zumindest kommt es zu einer Auseinandersetzung mit dem Image des Wohngebietes und dem Selbstbild eines jeden Bewohners. Dabei kann das Image insofern einen normbeeinflussenden Effekt ausüben, da es zur Identitätsbildung der Bewohner beitragen kann.

Die These, dass Wohngebiete mit einem schlechten Image ihre Bewohner bei der Arbeitssuche benachteiligen, untersuchen Tunstall et al. (2013). Sie argumentieren, dass durch lokales Wissen über armutsgeprägte Orte den Bewohnern die Eigenschaften der Orte zugesprochen würden. In ihrem Review der Forschungsliteratur weisen sie auf methodische Probleme und inhaltliche Lücken hin und zeigen auf, dass die Benachteiligung durch die Adresse bislang nur als ungetestete Hypothese besteht (Tunstall et al. 2013: 768). Um sie zu überprüfen, greifen sie auf ein experimentelles Design zurück, indem sie 667 fiktive Bewerbungen verschicken. Die Bewerbungen ordnen sie drei Stadtteilen zu, zwei von ihnen mit einer negativen und einer mit einer unspezifischen territorialen Reputation. Allen Wohngebieten ist gemein, dass sie zum einen starke lokale Identität aufweisen und zum anderen nur eine geringe ethnische Minderheitspopulation beheimaten, um einer Verzerrung durch ethnische Diskriminierung vorzubeugen. Die Auswahl der Wohngebiete ist das Ergebnis einer Ad-hoc-Vorstudie, in der 81 zufällig ausgewählte Personen auf der Straße zum Ruf der Untersuchungsgebiete befragt wurden. Hinzu kommen 25 Interviews mit Gatekeepern aus dem Personalwesen (Tunstall et al. 2013: 770). Die Auswahl der offenen Arbeitsstellen orientiert sich am benötigten Bildungsabschluss. Es werden ausschließlich solche Jobs ausgewählt, für die keine Qualifikation notwendig ist (Tunstall et al. 2013: 771). Die fiktiven Bewerbungen variierten in den Attributen Arbeitserfahrungen, exakter Qualifikation und dem Layout der Bewerbung. Sie finden keine signifikanten Zusammenhänge zwischen positivem Bescheid und Adresse. In dem positiv bewerteten Gebiet lag der Anteil der positiven Antworten bei 62,5 % (N=120) und in dem negativ bewerteten bei 59,9 % (N=230).

Atkinson und Kintrea (2001) untersuchen den Imageeffekt jeweils zweier Stadtteile Edinburghs und Glasgows, je einen sozial gemischten und einen armutsgeprägten Fall (Atkinson/Kintrea 2001: 2280). Dazu kombinieren sie Be-

fragungsdaten auf der Individualebene und Daten der amtlichen Statistik für die Makroebene. Sie werten die Daten nach den Themenfeldern „patterns of daily life“, „barriers to choice of neighbourhood location“, „social networks“, „stigma and reputation“ sowie „unemployment, education and illness/disability“ aus (Atkinson/Kintrea 2001: 2285). Dabei kommen sie zu dem Ergebnis: „The clearest message from the survey was the importance of reputation in structuring opportunities for the residents of the two deprived areas.“ (Atkinson/Kintrea 2001: 2290) Stigma wurde im armutsgeprägten Stadtteil Edinburghs von 32,8 % (N=191) und im armutsgeprägten Stadtteil Glasgows von 24,6 % der Befragten (N=187) als Barriere auf dem Arbeitsmarkt benannt.

Das Ergebnis von Atkinson und Kintrea (2001) steht im klaren Gegensatz zu den Ergebnissen von Tunstall et al. (2013), zeigt aber, dass eine Benachteiligung aufgrund der Adresse subjektiv empfunden wird, auch wenn sie objektiv von Seiten der Arbeitgeber nicht vorliegt. Das scheinbare Dilemma ist durch das Thomas-Theorem zu erklären: „If men define situations as real, they are real in their consequences.“ (Esser 1999: 63) Demnach wird eine Situation subjektiv bewertet und daraus handlungsrelevante Konsequenzen konstruiert.¹³ Die Bewertung der Situation wird durch eine Erklärung der Ablehnung aufgrund des Wohnortes vorgenommen. In ihrer Konsequenz würden dann Bewerbungen aufgrund der Ablehnungserwartung nicht mehr geschrieben. Übertragen auf die Logik von Kontexteffekten bedeutet dies, dass die Wahrnehmung einer Benachteiligung aufgrund der Wohnadresse den Mechanismus bildet, die Konsequenzen der Meidung den Kontexteffekt.¹⁴

2.6.4 Kontexteffekte und Collective Efficacy

Am Beispiel Chicago untersuchen Sampson und Raudenbush (1999) den Zusammenhang zwischen CE und physical und social disorder. Dazu werten sie Videoaufnahmen¹⁵ aller Straßen Chicagos, Zensusdaten, Befragungsdaten und Daten aus der Kriminalitätsstatistik aus (Sampson/Raudenbush 1999: 619f.). Alle Daten beziehen sie auf die 196 census tracts Chicagos. Mittels Regressionsmodellen können sie den negativen Einfluss von CE auf physical und social disorder (Sampson/Raudenbush 1999: 624) sowie auf das Auftreten von Kriminalität (Sampson/Raudenbush 1999: 627ff.) aufzeigen.

13 Siehe ausführlich zur Konstruktion und zum Verständnis handlungsrelevanter Situationen: Kroneberg 2011.

14 Meidungstendenzen von als benachteiligend wahrgenommener Stadtteile zeigen z.B. Schuchat et al. (2011) oder Terpoorten (2014) in Bezug auf das Schulwahlverhalten von Eltern in NRW.

15 Die Items von physical und social disorder finden im empirischen Teil der Arbeit (siehe Kapitel 10) in angepasster Form ebenfalls Verwendung.

CE wurde mittlerweile in zahlreichen Untersuchungen adaptiert, beispielsweise in einer Studie zum mütterlichen Erziehungsverhalten in armutsgeprägten Wohngebieten von Dahl et al. (2010). Sie führen 91 Tiefeninterviews mit Müttern, deren Transkripte sie kodieren, wodurch auch eine quantitative Auswertung ermöglicht wird. Sie konstruieren aus Zensusdaten CE und können damit nachweisen, dass in Nachbarschaften mit hohem CE Eltern weniger besorgt um ihre Kinder sind als in anderen Wohngebieten (Dahl et al. 2010: 429).

Cohen et al. (2006) untersuchen den Zusammenhang zwischen CE und Fettleibigkeit im Los Angeles County. Sie argumentieren, dass mit hohem CE die Interaktionen in einem Wohngebiet eher normkonform ausfallen. CE wirkt aber nicht präventiv auf Fettleibigkeit, sondern indirekt, da das Stressniveau durch CE herabgesetzt wird. Stress wiederum hat eine förderliche Wirkung auf Fettleibigkeit (Cohen et al. 2006: 770). Für ihre empirische Analyse kombinieren Cohen et al. Zensusdaten mit Daten aus dem „Los Angeles Family and Neighborhood Survey“. Sie können zeigen, dass CE einen präventiven Einfluss hat (Cohen et al. 2006: 775). Allerdings explizieren sie nicht den dahinterstehenden sozialen Mechanismus. „We can only speculate on several indirect pathways through which collective efficacy might potentially influence both diet and physical activity or even affect metabolic pathways.“ (Cohen et al. 2006: 776)

Roman und Chalfin (2008) untersuchen Einflussfaktoren auf die Kriminalitätsfurcht auf der Ebene von Nachbarschaften. Dazu führen sie in 55 Blockgroups Interviews mit zufällig ausgewählten Bewohnern (N=901). Als einen der Einflussfaktoren kontrollieren sie CE, das einen starken negativen Effekt auf die Kriminalitätsfurcht ausübt. Allerdings zeigen sie, dass dieser Befund einzig für afroamerikanische Bewohner zutrifft (Roman/Chalfin 2008: 311).¹⁶

2.6.5 *Abweichendes Verhalten als Kontexteffekt*

Die vorgestellten Arbeiten zeigen, dass sozial segregierte Gebiete Einfluss auf Individuen haben. Als Ergebnis einer umweltvermittelten Normanpassung kann die Akzeptanz und in der Folge auch das Auftreten abweichenden Verhaltens verstanden werden.¹⁷ Daher werden im Weiteren Befunde der Kontexteffektforschung zu abweichendem Verhalten als Kontexteffekt vorgestellt.

In der Forschung zu abweichendem Verhalten als Kontexteffekt sind zwei Argumentationsstränge zu erkennen. Zum einen wird, im Sinne der Broken-

16 Der Befund, dass das CE einen einschränkenden Effekt auf die Kriminalitätsfurcht ausübt, findet sich auch bei Gibson et al. 2002.

17 Im Rahmen dieser Arbeit werden die Begriffe Akzeptanz abweichenden Verhaltens und Übernahme abweichenden Verhaltens synonym verwendet.

Windows-Theorie, argumentiert, dass durch physische Abweichung sozial abweichendes Verhalten legitimiert wird und dadurch häufiger auftritt (Skogan 1990). Zum anderen wird davon ausgegangen, dass abweichendes Verhalten durch Normanpassung erlernt wird (Bandura 1971; Friedrichs/Blasius 2000). Beide Sichtweisen zeigen jeweils unterstützende empirische Befunde (z.B. Sampson/Raudenbush 1999; Skogan 1990), wodurch von einer interdependenten Beziehung ausgegangen werden kann. Dadurch ist die Ursache nicht kausal von der Wirkung zu trennen (Häfele 2013).¹⁸

Browning et al. (2004) kritisieren, dass das Auftreten von Kriminalität in hochgradig segregierten Wohngebieten nicht allein durch Desorganisation erklärt werden kann. Sie diskutieren dafür Paradoxien wie eng geknüpfte Netzwerke, die typische Marker für Sozialkapital darstellen, die aber offenbar nicht allein zur Prävention vor abweichendem Verhalten geeignet sind (Browning et al. 2004: 508). Sie argumentieren, dass durch ein Zusammengehörigkeitsgefühl ein lokales Verantwortungsgefühl entsteht (Browning et al. 2004: 510). Als Datenbasis ziehen sie Zensusdaten, den „Human Development in Chicago Neighborhoods Community Survey“ sowie Daten zur Gewaltkriminalität heran. Sie können zeigen, dass CE präventiv wirkt (Browning et al. 2004: 515). Netzwerke alleine hingegen haben keinen signifikanten Effekt auf das Auftreten von Gewalt (Browning et al. 2004: 525). CE wirkt demnach Kriminalität entgegen, individuelles Sozialkapital allein jedoch nicht.

Oberwittler (2004) untersucht am Beispiel von Köln, Freiburg im Breisgau und einer ländlichen Gemeinde in der Nähe von Freiburg, welcher Kontext - Schule oder Wohngebiet - einen Einfluss auf das abweichende Verhalten von Schülern hat und wie diese miteinander verflochten sind. „The question of how both contexts compete or interact with each other, or which is ultimately more important, has been largely ignored in recent research.“ (Oberwittler 2004: 205) Für die empirische Analyse verbindet er Daten der amtlichen Statistik mit Daten aus Selbstauskünften von Schülern der achten, neunten und zehnten Schulklasse (N=6.437) und Daten aus einer postalischen Befragung (N=2.530). Mittels hierarchischer Regressionsanalysen zeigt er, dass das Wohngebiet einen entscheidenden Einfluss auf das Auftreten abweichenden Verhaltens hat. Kausal begründet er dies mit lokalen Peer-Kontakten (Oberwittler 2004: 228).¹⁹ Abweichendes Verhalten tritt dann auf, wenn im lokalen Freundschaftsnetzwerk delinquente Peers sind, was durch segregierte Schulen gefördert wird. Zu ähnlichen Ergeb-

18 Auf die Ergebnisse der Forschung zur Broken-Windows-Theorie wird in Kapitel 4 näher eingegangen, sodass im Folgenden die Ergebnisse der sozialen Ansteckung und der präventiven Wirkung von CE auf abweichendes Verhalten besprochen werden.

19 Dieses Item wird auch in der Befragung (Kapitel 10) mit aufgenommen und in die empirische Prüfung aufgenommen.

nissen kommen Papachristos et al. (2012), die nachweisen können, dass das Risiko, Opfer einer Schussverletzung zu werden, besonders hoch ist, wenn enge Freunde bereits Opfer von Schusswaffengewalt geworden sind. Baier und Prätor (2015) hingegen kommen auf Grundlage einer Befragung von 4.332 Schülern der neunten Jahrgangsstufe in Hannover zu dem Befund, dass armutsgeprägte Stadtteile einen geringen Einfluss auf abweichendes Verhalten Jugendlicher haben. Allerdings besteht häufiger Kontakt zu delinquenten Peers. Zudem sind Jugendliche in armutsgeprägten Wohngebieten häufiger alltäglichen Konflikten ausgesetzt. Demnach bieten insbesondere armutsgeprägte Wohngebiete die Möglichkeit, delinquentes Verhalten zu erlernen und sanktionsarm zu zeigen.

Kart (2014) untersucht am Beispiel Bremens, ob und durch welche Mechanismen vermittelt Jugendliche in sozial segregierten Stadtteilen eher zu kriminellen Handlungen tendieren. Dazu führt er in vier Bremer Stadtteilen qualitative Interviews mit männlichen Jugendlichen. Unter dem Punkt „Strukturelle Anfälligkeit“ als Erklärungsansatz kollektiven Handelns verdichtet er Voraussetzungen für Gewaltbereitschaft auf der kollektiven Ebene (Kart 2014: 124ff.). Da er jedoch primär die kollektive Ebene der Jugendlichen im Stadtteil adressiert, verbleiben die Analysen auf einer eher deskriptiven Ebene. Im Ergebnis arbeitet er „Tendenzen der relativen Exklusion und Desintegration“ sowie „Integrierende und stabilisierende Prozesse“ heraus, die in Abbildung 1 zusammengefasst sind (Kart 2014: 240).

Tendenzen der relativen Exklusion und Desintegration

- Zunehmende sozialräumliche Segregation und soziale Spaltung der Stadtgesellschaft
- Prekäre Lebensbedingungen und Jugendarbeitslosigkeit
- Stigmatisierung des Quartiers
- Institutionelle Diskriminierung und Ungleichheit im Bildungssystem
- Unzureichende Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten
- Ungünstige Verkehrsanbindung für Jugendlichen am Rande der Stadt
- Eindimensionale soziale Netzwerke
- Das angespannte Verhältnis zur Polizei

Integrierende und stabilisierende Prozesse

- Eine funktionierende informelle soziale Kontrolle
- Städtebauförderungsprogramme
- Aufwertung der Quartiere durch Modernisierungsmaßnahmen
- Gut entwickelte Netzwerkstrukturen in den Quartieren
- Beteiligungsmöglichkeiten für Bewohner
- Angebote der Kinder und Jugendhilfe
- Eine gute Freizeitinfrastruktur
- Bildungsprogramme wie Das Programm Schulverweigerung - Die 2. Chance

Abbildung 1: „Tendenzen der relativen Exklusion und Desintegration“ sowie „Integrierende und stabilisierende Prozesse“

(Quelle: Kart 2014: 240)

Die Rolle von Opportunitäten für das Auftreten alkoholinduzierten abweichenden Verhaltens untersuchen Taylor et al. (2015) anhand von geocodierten Daten über Bars, Liquid Shops und Nachtclubs. Dazu verbinden sie Daten des Crime Survey for England and Wales und Daten über solche Standorte sowie Daten der amtlichen Statistik auf kleinräumiger Ebene (Taylor et al. 2015: 2189 ff.). Im Ergebnis können sie zeigen, dass die negativ assoziierte Wahrnehmung abweichenden Verhaltens an einem Ort mit der Zahl und Dichte von Bars, Liquid Shops und Nachtclubs zusammenhängt, der Effekt aber auch durch weitere Variablen wie Anteil der Jugendlichen und Ausmaß der lokalen Deprivation beeinflusst wird (Taylor et al. 2015: 2195).

2.7 Zusammenfassung des Forschungsstandes zu Kontexteffekten

Die Darstellung des Forschungsstandes zu Kontexteffekten hat folgende Ergebnisse erbracht:

- Kontexteffekte sind individuell unterschiedlich stark ausgeprägt.
- Kontexteffekte werden durch quartiersinterne Unterschiede beeinflusst.
- Stress/Kognitive Dissonanz hat einen Effekt auf die Offenheit gegenüber umweltvermittelten Normen.
- Vulnerability kann zur Akzeptanz abweichenden Verhaltens führen.
- Es gibt einen Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung von physical und social disorder.
- Physical disorder kann abweichendes Verhalten legitimieren.
- Segregierte Wohngebiete können die dortigen Bewohner verunsichern, was zu vulnerability führt.
- Die Binnenorientierung führt zur Ausbildung von Kontextwissen, was zur Legitimation umweltvermittelter Normen beitragen kann.
- CE limitiert Kriminalitätsfurcht.
- CE limitiert das Auftreten abweichenden Verhaltens.
- Delinquente Peers sind innerhalb eines Stadtteils zwar bekannt, aber nicht häufig Teil des engeren Netzwerks. Auf der einen Seite wird Delinquenz zwar relativ häufig indirekt erfahren, aber nicht so häufig direkt, durch soziale Kontakte, vermittelt. Daraus folgt, dass auch durch die Anwesenheit Delinquenten im Nahumfeld Normen beeinflusst werden können.
- Opportunitätsstrukturen können das Auftreten abweichenden Verhaltens begünstigen.

- Die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Stadtteils kann sich unterscheiden, was sowohl als exogener Kontexteffekt als auch als Zeichen der Anpassung an eine lokalspezifische Norm zu deuten ist.

Ziel dieses Kapitels war es, Befunde der Kontexteffektforschung von Wohngebieten zu diskutieren. Als gesichert gilt, dass Wohngebiete einen Effekt auf ihre Bewohner haben. Für die vorliegende Arbeit sind zwei Aspekte essentiell: Zum einen finden sich in der Literatur auch zahlreiche Hinweise darauf, dass die bauliche Umwelt einen Einfluss auf abweichendes Verhalten hat (Skogan 1990; Swatt et al. 2013). Demnach müsste abweichendes Verhalten in stabilen, armutsgeprägten und zugleich baulich problematischen Wohngebieten von den Bewohnern in einem erhöhten Ausmaß akzeptiert werden. Zum anderen erlernen die Bewohner die Akzeptanz abweichenden Verhaltens innerhalb des Wohngebietes. Es bedarf des Zusammenspiels der Faktoren Vulnerabilität und Binnenorientierung, der Wahrnehmung von social und physical disorder, social trust, des Auftretens abweichenden Verhaltens im Nahumfeld und delinquenter Peers im Netzwerk.

Leben in herausfordernden Wohngebieten

Das Beispiel Köln-Chorweiler

Kurtenbach, S.

2017, XIX, 258 S. 38 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-16852-0